

Equal Care Day in Menden

Der Equal Care Day (Equal Care = *gleich verteilte Sorge*) fand in diesem Jahr in Deutschland am 29. Februar statt – ein Datum, das es nur alle vier Jahre gibt und damit etwas Außergewöhnliches darstellt.

In der gemeinsamen Veranstaltung der Stadt Menden und der KFD (Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands) im „Woanders“, die unter diesem Namen eingeladen hatten, ging es jedoch um etwas ganz Gewöhnliches, nämlich um die Frage, wer eigentlich in unserer Gesellschaft den Großteil des Sorgens und Kümmerns um andere Menschen übernimmt: Männer oder Frauen?

Eine eindeutige Antwort konnte die Moderatorin Kathrin Heinrichs geben – den meisten Mendenern und Mendenerinnen als Schriftstellerin und Kabarettistin bekannt: Zu 80% erledigen Frauen die Sorgearbeit – im beruflichen und nicht-beruflichen Bereich.

Das ist nichts Neues, aber trotzdem beeindruckend, wenn man konkrete Zahlen dazu hört, nicht nur solche über die entsprechenden Tätigkeiten, sondern auch über den Verzicht auf berufliche Karriere, u.a. aufgrund von Teilzeit: Über 50% der Frauen im Alter zwischen 30 und 65 Jahren arbeiten in Teilzeit, aber nur 7% der berufstätigen Männer.

Solange dies der Selbstverwirklichung und der Zufriedenheit in Beruf, Familie und Ehrenamt nicht entgegensteht, solange sich dies auf die spätere Rentensituation nicht allzu negativ auswirkt, mögen sich viele Frauen freiwillig und selbstbestimmt auf das überproportionale Sorgen und Kümmern einlassen. Andere nehmen zwar die Ungerechtigkeit im System wahr, wehren sich aber nicht dagegen, weil es nach gängiger Auffassung wohl nicht anders geht.

Dass das Sorgen und Kümmern viele Aspekte hat, wurde den Zuhörerinnen (und wenigen männlichen Zuhörern) anhand von konkreten Beispielen klar.

Marita Hill, Geschäftsführerin des Katholischen Vereins für soziale Dienste (SKFM), erzählte von einer Frau, die mit ihrer Fürsorge für eine alte Nachbarin über die Grenzen ihrer eigenen Belastbarkeit gelangt war und nun Hilfe beim SKFM suchte. Aufgrund eines ausgeprägten Verpflichtungs- und Verantwortungsgefühls hatte sie Aufgaben übernommen, die ihr im Laufe der Zeit über den Kopf wuchsen. Frau Hill führte ihr vor Augen, dass es für solche Tätigkeiten professionelle Hilfe gibt. Sie müsse nicht alles selber für die Nachbarin machen, auch wenn diese in der Vergangenheit wertvolle Hilfe als „Ersatz-Oma“ geleistet hatte. Sie brauche kein schlechtes Gewissen zu haben, wenn ein Teil dieser Aufgaben von Pflegediensten übernommen werde.

Mit diesem Beispiel zeigte sie typische Probleme auf: zum einen mangelnde Kenntnisse über Hilfsmöglichkeiten, zum anderen Zurückhaltung, ja Scham beim Einholen von Hilfe – und dies nicht nur im Zusammenhang mit der Fürsorge für andere, sondern auch im Hinblick auf eigene Hilfsbedürftigkeit, z.B. aufgrund einer zu geringen Rente.

Wie es zu einer solchen Situation kommen kann, wurde im Gespräch herausgearbeitet: Im klassischen Paarmodell arbeiten beide Ehepartner in Vollzeit bis zum ersten Kind, danach übernimmt die Frau die traditionelle Rolle der Kinderversorgerin: Sie bleibt zu Hause, nimmt die volle oder zumindest mehr Elternzeit als ihr Mann – weil dies dem Rollenverständnis entspricht oder weil der Mann mehr verdient. Anschließend arbeitet sie in Teilzeit und dadurch sammelt sie weniger Rentenpunkte.

Das wirkt sich in einer intakt bleibenden Ehe meist nicht dramatisch aus, aber nach dem Tod des Ehepartners ist die Frau schlechter versorgt, wenn sie nicht oder nur in Teilzeit gearbeitet hat; noch viel mehr nach einer Trennung.

Der Gedanke von Equal Care zielt auf die Frage, wie Paare die Sorgearbeit unter sich aufteilen und wie sich das auf das spätere Leben beider Partner auswirkt. Equal Care strebt eine gerechte Verteilung an – im Hinblick auf die Gesamtbelastung und im Hinblick auf die finanzielle Situation der Partner.

Noch extremer stellt sich das Problem dar, wenn in einer Familie ein behindertes Kind versorgt werden muss. Hier wandte sich die Moderatorin an Petra Homberg, in Menden weit bekannt als Leiterin der „Bieberschlümpfe“, einer Gruppe von Eltern mit behinderten Kindern. Frau Homberg schilderte ihre eigene Familiengeschichte, in der sie und ihr Mann durch ein Kind mit einer Chromosomenabweichung und daraus resultierender Behinderung vor eine schwere Aufgabe gestellt wurden. Eine schnelle Lösung musste her und so kam Frau Petra Homberg auf die Idee, sich mit anderen betroffenen Eltern zusammenzutun, eine Art Selbsthilfegruppe zu gründen und sich in ihrem Wohnzimmer zu treffen. Anstatt Kinder, die „anders“ sind, zu verstecken, schloss man sich zusammen, half sich gegenseitig und nahm weitere Kinder – ohne Behinderungen – mit ins Boot. Nach vielen Jahren dieser Netzwerkarbeit gibt es immer noch Beziehungen zwischen den Mitgliedern, unabhängig davon, ob eine Behinderung vorliegt oder nicht und dies funktioniert auch schon in nachfolgenden Generationen.

Wie Petra Homberg erzählte, engagieren sich die Väter unterschiedlich stark. Manche beteiligen sich aktiv, andere stärken ihren Frauen den Rücken, wieder andere können dem Druck nicht standhalten und trennen sich von ihren Familien. Auch hier sind es überwiegend Frauen, die sich um die Kinder kümmern, auch wenn dies ein Leben lang und unter schwierigen Bedingungen geschehen muss.

Aus der Erfahrung heraus, dass Mütter behinderter Kinder relativ häufig alleinerziehend sind oder werden, gründete Petra Homberg kurzerhand zusätzlich eine Alleinerziehendengruppe, in der die Mitglieder sich ebenfalls gegenseitig unterstützen.

Die Frage der Moderatorin, ob Petra Homberg jemals daran gedacht hat, dass ihre vielfältigen ehrenamtlichen Tätigkeiten weder für die Gegenwart noch für die Zukunft finanziell etwas einbringen, wurde eindeutig verneint. Die Arbeit sei einfach notwendig und sie bringe ihr persönlich so viel, dass ihr der wirtschaftliche Aspekt nicht wichtig erscheine.

Wenn eine solche Einstellung auch sehr lobenswert ist, so kann eine Gesellschaft nicht darauf bauen, dass Frauen bereit sind, auf eigenes berufliches Fortkommen und wirtschaftliche Vorteile zu verzichten, um für andere Menschen zu sorgen – und fordern kann sie es schon gar nicht.

Hier ist die Politik gefragt, die bestrebt sein muss, gleiche Bedingungen für die Geschlechter und Gerechtigkeit in der Verteilung und Entlohnung von Aufgaben zu schaffen, insbesondere wenn es sich um außergewöhnliche Belastungen handelt.

Der dritte Gast in der Runde stammt aus der Politik: die stellvertretende Bürgermeisterin und CDU-Ratsfrau Brigitta Erdem ist außerdem im Vorstand der GeWoGe und betätigt sich zusätzlich als Bürgerbusfahrerin. Das Ehrenamt ist unter Frauen weit verbreitet, aber diese Sparten werden normalerweise eher von Männern abgedeckt.

Ein ähnliches Bild zeigt sich in Führungspositionen. Selten werden diese von Frauen ausgeführt, wie die Gleichstellungsbeauftragte Andrea Swoboda anmerkte. „Leiter“ – ob in Schulen oder Krankenhäusern oder in der Verwaltung – sind meistens männlich. Ob dies an der unterschiedlichen Einstellung zum Thema „Macht“ oder an mangelndem Selbstvertrauen von Frauen liege oder aber an den Bedingungen, die „Doppelbelastungen“ in Beruf und Familie einerseits und daraus resultierender Teilzeitarbeit andererseits mit sich bringen, konnte nicht eindeutig geklärt werden. Aber die

Berufswahl durch Männer und Frauen zeigt, dass Frauen eher soziale Berufe wählen, die im Vergleich oftmals nicht gut bezahlt werden.

Ob Frauen also selbst schuld seien, weil sie schlecht bezahlte Berufe wählen, Führungspositionen meiden, Familienarbeit übernehmen wollen, fragte Kathrin Heinrichs provokativ, wies aber darauf hin, dass hier weniger freie Entscheidung eine Rolle spiele als strukturelle Fallen, die nicht im Verantwortungsbereich der Frauen liegen.

Mit diesen Fragen setzt sich auch die KFD auseinander. Dorothee Brünger vom Diözesanleitungsteam der KFD brachte zum Ausdruck, dass aus der Tatsache, dass in dieser Vereinigung eine große Anzahl von Frauen zusammengeschlossen ist, auf eine nicht zu unterschätzende Macht zu schließen ist, die dazu genutzt werden sollte, strukturelle Verbesserungen im Sinne von Equal Care zu fordern.

Als Stichworte brachte die Moderatorin folgende Punkte ein: ein Care-Zeit-Budget, von dem man je nach Bedarf bezahlte Sorgezeit abrufen kann, soziale Punktesysteme, Appelle an die Unternehmen Sorgearbeit mitzudenken, anstatt sie als Störfaktor wahrzunehmen, flexiblere Arbeitszeiten, Homeoffice, Führung in Teilzeit, bedingungsloses Grundeinkommen, Recht auf Ganztagsbetreuung in Verbindung mit dem Recht auf qualitative Betreuung statt bloßer Aufbewahrung von Kindern.

Diese Liste zeigt, dass politisch noch viel zu tun ist. Hier sind auch Frauen gefragt, die sich in der Politik engagieren und eine spezifisch weibliche Sichtweise in die Diskussion einbringen. Gegenseitige Bestärkung von Frauen im Alltag statt neidvoller Missachtung des jeweils anderen Lebenskonzepts sind Voraussetzung für gemeinsame Forderungen in einer immer noch von Männern dominierten Arbeitswelt. Anerkennung von Sorgearbeit, verbunden mit angemessener Vergütung, gesellschaftliche Aufwertung von Bereichen, in denen man es mit Kindern zu tun hat und die Bereitschaft, dafür als Gesamtgesellschaft zu bezahlen, müssen in das allgemeine Bewusstsein gelangen und ernst genommen werden.

Diesbezüglich viel zu tun ist auch in den Kirchen und ihren sozialen Einrichtungen. Während die „Basisarbeit“ sowohl beruflich als auch ehrenamtlich zu großen Teilen von Frauen geleistet wird, befinden sich auch hier überwiegend Männer in den Leitungspositionen, in den Entscheidungsgremien und in den außenwirksamen Bereichen. Gerade in den kirchlichen Einrichtungen spielt „Care“ eine große Rolle. Sorgen wir gemeinsam – und ökumenisch – für mehr „Equal Care“!

Marika Eggers